

Sabine Bode (2015): Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation (Stuttgart)

Inhalt: „Die Kriegsvorgangenheit zeigt auch heute noch in vielen Familien Spuren, bis in die zweite und dritte Generation hinein. Jetzt meldet sich die Generation der Kinder der Kriegskinder zu Wort. Sie sind in den Zeiten des Wohlstands aufgewachsen. Noch ist es ein völlig neuer Gedanke, sich vorzustellen, ihre tief sitzende Verunsicherung könnte von den Eltern stammen, die ihre Kriegserlebnisse nicht verarbeitet haben.

Die Kriegsvorgangenheit zeigt auch heute noch in vielen Familien Spuren, bis in die zweite und dritte Generation hinein. Jetzt meldet sich die Generation der Kinder der Kriegskinder zu Wort. Ein Buch, das den »Kriegsenkeln« hilft, sich selbst besser zu verstehen.

Als Friedenskinder sind sie in den Zeiten des Wohlstandes aufgewachsen. Es hat ihnen an nichts gefehlt. Oder doch? Die Generation der zwischen 1960 und 1975 Geborenen hat mehr Fragen als Antworten: Wieso haben viele das Gefühl, nicht genau zu wissen, wer man ist und wohin man will? Wo liegen die Ursachen für diese diffuse Angst vor der Zukunft? Weshalb bleiben so viele von ihnen kinderlos? Noch ist es für sie ein völlig neuer Gedanke, sich vorzustellen, ihre tief sitzende Verunsicherung könnte von den Eltern stammen, die ihre Kriegserlebnisse nicht verarbeitet haben. Ist es möglich, dass eine Zeit, die über 60 Jahre zurückliegt, so stark in ihr Leben als nachgeborene Kinder hineinwirkt?“

Quelle: <https://www.klett-cotta.de/buch/Gesellschaft/Kriegsenkel/5760> [05.05.2018]

Thesen:

„Im Unterschied zu den 1950er Jahren haben Menschen, die ein Jahrzehnt später geboren wurden, einen weit geringeren Bezug zur Vergangenheit. Für sie ist kaum vorstellbar, dass die unheilvolle deutsche Geschichte auch noch in ihr heutiges Leben hineinwirken kann. Dafür gibt es drei Gründe: der zeitliche Abstand, das weit verbreitete Schweigen in den Familien und eine Aversion gegenüber NS-Themen, weil man während der Schulzeit eine Überdosis eingetrichtert bekommen hatte. Alles nachvollziehbare Gründe, die letztlich zu einem Defizit führten. Dass es Nachteile haben kann, wenn geschichtliches Denken in der persönlichen Entwicklung negiert wird, dafür fand Cicero vor über 2000 Jahren klare Worte: „Nicht zu wissen, was vor der eigenen Geburt geschehen ist, heißt, immer ein Kind zu bleiben.“ (19)

„Ich schreibe über Menschen, denen die eigenen Eltern unwillentlich Schaden zufügten, und – was die Folgen bis heute so schwer erträglich macht – deren Eltern keine eigene Beteiligung am Unglück ihres Kindes sehen, bzw. die überhaupt kein Unglück wahrnehmen. (...). Wahrscheinlich konnten diese Eltern nur wenig auf die psychischen Bedürfnisse ihrer Kinder eingehen und erwarteten, dass diese

angesichts der eigenen bedrückenden Biographie mit ihren so durchschnittlichen Problemen und Konflikten in Kindheit und Pubertät selbständig zurechtkämen.“ (30f)

„Keine Frage, Natalie und Isabell lieben ihre Mutter. ‚Es tut uns weh zu sehen, wie traurig ihr Leben eigentlich ist, das ungelebte Leben‘, sagt Natalie. ‚So, wie sie selbst nicht für sich sorgen kann, damit es ihr besser geht, so konnte sie auch für uns nicht sorgen. Es ging ihr immer nur um das materielle Wohlergehen. Sie hat nie nach unseren psychischen Bedürfnissen geschaut. Sie konnte uns nicht wirklich wahrnehmen. Nein, das konnte sie einfach nicht.‘ Die beiden Schwestern mit den sanften Stimmen sind an einem ähnlichen Punkt angelangt. Sie spüren: Sie müssen ihr Leben endlich in die Hand nehmen, sie müssen die Burg – die Metapher für blockiertes Leben – hinter sich lassen.“ (70)

„Auch hier fällt mir das Motiv der ‚Burgfamilie‘ auf. Ich frage mich, wie die Familie da noch ein Kraftzentrum für die Kinder sein konnte. Eine Burg verspricht Schutz. Sie vermittelt: Drinnen sind wir sicher, draußen nicht. Können Burgkinder ausreichend Vertrauen ins Leben entwickeln? Ich möchte der Familie als Burg ein anderes Bild entgegenstellen: die Familie als Hafen. Auch die Hafenanlage bietet Schutz, allerdings weniger als eine Burg. Im Hafen weiß man: Wir leben durch den Austausch mit Fremden. Wir sind weltoffen. Wir sind durchaus vorsichtig gegenüber Menschen, die wir nicht einschätzen können. Aber prinzipielles Misstrauen gegenüber Fremden können wir uns als Hafen nicht leisten. Da würden wir keine guten Geschäfte machen. Da würden wir zu wenig von den Segnungen, die außerhalb unseres Hafens gewachsen sind, profitieren. Auf lange Sicht wären wir nicht überlebensfähig. Fazit: Lieber weniger Sicherheit, dafür mehr Energie von außen.“ (136)

„Ihre Töchter kennen nur wenige Details. Die Großmutter hatte ihnen wiederholt von einem Versteck auf dem Friedhof hinter den Grabsteinen erzählt und dass die kleine Marianne während der Flucht immer wieder gerufen habe: ‚Schneller, schneller, die Russen kommen‘. Sandra und ihre Schwester Stephanie kennen diese Fakten schon lange, aber sie haben bis vor wenigen Jahren emotional nicht erfassen können, welche Auswirkungen die Kette der Traumata auf ihre Mutter gehabt haben muss: die Vertreibung mit Bedrohung und Gewalt, das Elend im Nachkriegsdeutschland und die Verachtung, die ihnen als Flüchtlinge im Westen entgegenschlug.“ (214)

„Sie erfuhren (erg.: von ihren Eltern, die den Krieg erlebten; H.K.) nicht, was es heißt, eine erwachsene Frau zu sein und wie ein erwachsener Mann sich verhält, denn ihren Eltern fehlte die entsprechende Reife und Souveränität. Traumatisiert, wie sie waren, besaßen sie nicht die dafür erforderliche innere

Stabilität. Beide ignorierten sie unterschwellige Konflikte und offensichtliche Probleme in der Familie. Die Mutter beschwichtigte, der Vater machte den Kasper. Erwachsene Eltern verhalten sich anders. Marianne und Bernd Hagen wollten nicht auf ihre Kinder herabpredigen. Also ginge sie auf die Knie. Sie hoben die Generationengrenze auf. Das war, wie man heute weiß, der folgenschwerste Fehler dieser Elterngeneration, die alles besser machen wollten.“ (221)

„Ich sagte ihm, es sei mir nicht daran gelegen, erschütternde Kindheiten der sechziger Jahrgänge zu sammeln und ich würde mich auch nicht daran beteiligen wollen, unbeholfene Eltern der dreißiger Jahrgänge an den Pranger zu stellen. Es ginge mir einzig um die Frage: Wie sind Menschen damit umgegangen, dass sie mit Eltern aufwuchsen, denen der Krieg noch immer in den Knochen steckte, was ihnen aber kaum bewusst war?“ (227)

„Abgrenzungen von den Eltern können [...] sehr unterschiedlich vor sich gehen. Die Fähigkeit, sich abzusetzen, wächst Hand in Hand mit einem Prozess der Identitätsklärung. Mir ist völlig klar, dass das Erkennen unbewältigter Kriegs- und Schuld Erfahrungen in der Familie nicht ausreicht, um die Frage ‚Wie bin ich der geworden, der ich bin?‘ zu beantworten. Familienidentitäten sind äußerst komplex. ‚Monokausale Verbindungen gibt es nicht, sondern wirksam ist ein ganzes Netz‘, betont die Traumapertin und Psychotherapeutin Luise Reddemann. ‚Wenn man allerdings starke Komponenten wie Folgen des Krieges und der NS-Zweit total ausblendet, dann kann das gravierende Folgen haben. Andererseits: In Familien, in denen viel darüber geredet wurde, können Kinder genauso belastet sein.‘“ (247)

Köln, im Mai 2018

Harald Klein